

Männer sehen dem Tod ins Gesicht [Schluss]

Autor(en): **Witte, Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 31

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Männer sehen dem Tod ins Gesicht

TATSACHENBERICHTE • HERAUSGEGEBEN VON VICTOR WITTE

Neunte Fortsetzung und Schluß

Ich zog mich ein wenig an dem Bambusstamm empor und glaubte, daß das Wasser nicht mehr steigen würde. Aber selbst, wenn diese Annahme richtig war, gab es für mich kaum eine Möglichkeit, lebendig fortzukommen. Bis das Wasser so weit abgenommen hatte, daß ich den Versuch machen konnte, mich fortzubewegen, falls das überhaupt möglich war, würde ich längst erstarrt sein.

In den nächsten Minuten war ich mehr oder minder besinnungslos. Ich hielt die Augen geschlossen und spürte nur, daß das Wasser langsam weiterstieg. Es plätscherte an meinem Kinn. Ich weiß nicht, ob ich träumte, jedenfalls schreckte ich auf einmal zusammen, denn es kam mir vor, als rufe eine vertraute Stimme aus einem weit entfernten Traumland meinen Namen.

«Hallo, Johnny!»

Ich öffnete die Augen. In wenigen Meter Entfernung sah ich das Gesicht von Shirley. Er hatte mich noch nicht entdeckt. Mit letzter, verzweifelter Kraft riß ich mich auf die Knie, fühlte einen alles durchbohrenden Schmerz in der Brust und fiel mit lauem Plumps ins Wasser. Als die Wellen über mir zusammenschlugen, hörte ich Shirleys Aufschrei. Er hatte mich gesehen!

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich auf einer schnell angefertigten Tragbahre aus dicken Bambusstöcken. Es war ganz dunkel, Tausende von Glühwürmchen geisterten um mich herum. Irgendwo hinter dem Urwald wandelte der große Mond und sandte feine Silberstrahlen durch das Pflanzendickicht. Rot glühten die Fackeln der Kulis, die vorangingen, um uns den Weg zu zeigen. Unheimlich klang der brünstige Schrei einer Tigerin durch das Gestrüpp. Affen kreischten im Schlaf, und Siamangs antworteten mit einem Geheul, daß das Trommelfell beinahe zerriß. Im Gebüsch ratschten Hunderte von Zikaden, und die Eingeborenen selbst schlugen auf ihre Trommeln und begleiteten das dumpfe Geräusch mit eintönigem Gesang. Sie wollten die wilden Tiere verschrecken.

Derweil versuchte ich die Ereignisse des Tages im Geist zu rekonstruieren. Es war nicht leicht, einen Gedanken auszuendenken, denn fortwährend ließ ein Stoß, den die Bahre auf dem holprigen Weg erhielt, mich halb bewußtlos vor Schmerz werden. Wie war ich in den Busch geraten, in dem ich zwischen dem Wasser und der Kobra gelegen hatte? Ich hatte die Hunde losgekettet, um die geschossenen Enten zu holen, dann — plötzlich erinnerte ich mich — an ein paar mächtige Ohren, tückische, blutunterlaufene Augen — ich hatte die Schwarzwildbüchse an die Schulter gerissen und auf den entfesselten Roguelefanten geschossen. Dann hatte er mich in die Luft geschleudert, und ich kam zur Besinnung, als die Kobra auf mir herumpazierte.

Ermattet schloß ich die Augen. Ich war auf der Bahre festgebunden und konnte mich nicht bewegen. Es kam mir vor, als sei ich schon in einer andern Welt. Wie aus weiter Ferne sah ich den blutigen Schein der Fackeln, hörte die dumpfe Monotonie der Trommeln, wurde aufgeschreckt, weil eine Hyäne lachte, und bewußtlos, weil ein besonders schwerer Stoß meinen kranken Körper malträtierte.

Dann wurde der Urwald lichter. Der Mond beleuchtete alles mit blau-weißem Schimmer. Gespensterhaft ragten die hohen Areca-Palmen mit schlanken Stämmen

in den flimmernden Himmel empor. Die Sterne beleuchteten uns mit ihrem ruhigen schimmernden Licht, das nur gebrochen wurde von den Schatten großer Fledermäuse und fliegender Hunde.

Nun kamen wir auf eine breite Straße. Ich wurde von den Scheinwerfern eines Autos geblendet. Ein Schwarm erregter Fragen prasselte auf mich nieder. Bis die energische Stimme meines Freundes dazwischenfuhr. Dann kam eine lange Nacht, in der ich nur ab und zu das Rattern und Vibrieren des Autos spürte. Drei Tage und drei Nächte war ich bewußtlos, dann erwachte ich in einem schneeweißen Bett. Ich lag im Krankenhaus in der Königsstadt Bangkok. Durch das weit offene Fenster leuchtete der sonnenbestrahlte blaue Himmel Siams, und ganz in der Ferne sah ich zarte Türmchen und goldene Kuppeln.

Ein Arzt stand an meinem Bett.

«Nun, Herr Hagenbeck, wie geht es denn, haben Sie noch Schmerzen?»

«Schmerzen? Nein, aber warum bin ich denn so geschient?»

«Ja, wenn man so viele Rippen gebrochen und dazu eine kleine Lungenquetschung hat, muß man schon fest eingepackt werden. Aber in zwei Monaten werden Sie wieder ganz hergestellt sein. Sagen Sie mal, wie ist denn das geschehen? Sie sind wohl von einem Elefanten angefallen worden? Wahrscheinlich von demselben, den man vorgestern erschossen hat. Er hatte ein große Wunde am Rüssel.»

Ich weiß nicht genau, ob es derselbe Elefant war, den man da erschloß, es könnte aber durchaus möglich sein, denn ich schoß direkt auf seinen Rüssel, als ich ihn so plötzlich vor mir auftauchen sah.

Nach sechs Wochen verließ ich das Krankenhaus. Seitdem habe ich viel Abenteuer erlebt mit Tieren aller Art. Aber dieses mit der Kobra und dem Fluß ist wohl doch dasjenige, von dem ich am wenigsten wünsche, daß es sich wiederholt.

Die Brücke

von Fred Walker

Fred Walker ist der Sohn eines englischen Offiziers, der ein großer Freund Lord Kitcheners war. Er wurde in Westminster School, London, erzogen. Sein Vater bestimmte ihn für die Armee, aber da er keine Neigung zu diesem Beruf verspürte, lief er im Alter von 17 Jahren von Hause fort und ging zuerst nach Nordamerika. Dort wurde er nacheinander Cowboy, Barman und Arbeiter. Er war in San Francisco während des großen Erdbebens, in Alaska zur Zeit der Goldfunde und in Mexiko, als Pancho Villa dort seine Revolution inszenierte. Nach dem Krieg, den er als englischer Offizier mitmachte, ging er nach Südamerika, wurde Soldat in Ecuador, begab sich nach Panama und Kostarika und wurde Offizier unter General Sandino, der gegen die Amerikaner in Nicaragua kämpfte. Er wurde von amerikanischen Marinesoldaten gefangengenommen und zum Tode verurteilt. Es gelang ihm, zu fliehen, und er begab sich nach Kuba, wo er an der Revolution teilnahm. Er hat Hunderte von Abenteuern erlebt, sein gefährlichstes aber ist das im folgenden geschilderte, das ihn jetzt noch oft als Nachtmär aus dem Schlaf schreckt.

Es gibt sicherlich viel Gold in Südamerika. Die Inkas in Peru verfügten über ungeheure Schätze aus Gold und Silber, die sie sich aus heimischen Bergdistrikten holten. Es existieren zahlreiche Legenden, die von goldenen

Städten und verlassenen Goldbergwerken in den Gebieten von Peru, Kolumbien, Venezuela und Brasilien erzählen. Unzählige Männer sind während vieler Jahrhunderte ausgezogen, um in den Bergwildnissen, Urwäldern und Dschungeln nach dem gelben Metall zu forschen. Heute noch wird nach den Bergwerken der Inkas gesucht. Auch ich habe oft Goldfieber gehabt. Immer dann, wenn ich von großen Goldfunden irgendeines einzelnen Prospektors auf diesem Kontinent hörte.

Dann kam ich nach vieljährigen Wanderungen durch alle Länder Mittel- und Südamerikas nach Botanamo in Venezuela, wo es mir gelang, eine Anstellung bei der dortigen Bergwerksgesellschaft zu bekommen. Diese Gesellschaft beutete eine reiche Goldader aus, die vor nicht allzulanger Zeit dort entdeckt worden war. Das Goldfieber, das bis dahin sozusagen latent in mir geschlummert hatte, erwachte jetzt zu eifrigem Leben. Es war jemand geglückt, diese reiche Goldader zu finden. Warum sollte es mir nicht auch gelingen, eine zu entdecken?

Es ging mir sehr gut in Botanamo. Ich verdiente viel Geld, aber der Gedanke, schnell reich werden zu können, wurde von Tag zu Tag mächtiger in mir. Ich vergaß, daß die letzten Monate mir harte Schicksalsschläge eingetragen hatten. In Nikaragua, wo ich Offizier des Patrioten Sandino gewesen war, hatten mich amerikanische Marinesoldaten gefangengenommen und zum Tode verurteilt. Nur durch einen glücklichen Umstand war es mir gelungen, mein Leben zu retten. Dann war ich in die kubanischen Revolutionswirren gekommen, und auch dort wäre es mir beinahe an den Krügen gegangen. Normalerweise nehmen einem derartige Abenteuer wenigstens zeitweise einen Sinn für das Ungewisse und Abenteuerliche. Botanamo und die gutbezahlte Stellung dort hätten eigentlich für mich den sicheren Hafen nach stürmischen Monaten voller Aufregungen und Gefahr bedeuten sollen. Doch weil man in Botanamo Tag für Tag Gold aus dem Schoß der Erde holte, kam ich auf den unglückseligen Einfall, daß ich dazu berufen sei, eine Goldader zu finden, die ebenso ergiebig war.

Ich kündigte daher meine Stellung und ging wieder auf die Wanderschaft. Viele Wochen lang durchstreifte ich Venezuela auf der Suche nach dem glühenden Metall. Dann kam ich an den Amazonas, und um mich etwas von meinen Fußwanderungen zu erholen, nahm ich Passage auf einem Flußdampfer, der nach Manaus fuhr. An Bord dieses Schiffes befand sich eine Anzahl von Amerikanern, die auf die wenig originelle Idee gekommen waren, den englischen Oberst Fawcett zu suchen. Fawcett ist vor ungefähr zehn Jahren in den Dschungeln verschwunden. Seit dem Zeitpunkt, zu dem er von seiner Expedition in das Innere, die das Ziel verfolgte, einen Stamm weißer Indianer zu finden, zurückkommen sollte und nicht zurückkam, sind in der ganzen Welt die merkwürdigsten Theorien über sein Verschwinden in Umlauf gesetzt worden. Eine ganze Anzahl von Menschen begab sich auf die Suche nach ihm, da die meisten dieser Theorien davon ausgingen, daß der englische Oberst die weißen Indianer zwar gefunden hätte, von ihnen aber gefangengehalten würde. Diese Amerikaner auf dem Schiff nach Manaus luden mich ein, mich an ihrer Expedition zu beteiligen. Doch das lehnte ich rundweg ab. Denn ich glaube nicht, daß Oberst Fawcett

Copyright 1935 by Drei Masken Verlag A.-G., Berlin

nach lebt. Und die Chancen, daß irgend jemand ihn lebend findet, stehen meiner Meinung nach 1 : 1 Million. Ich hielt mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg. Sie würden, so sagte ich den Amerikanern, Zeit und Geld verschwenden, falls sie mit keinem andern Ziel in den Urwald gingen, als den englischen Oberst zu suchen. Inzwischen ist ja meine damalige Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Denn weder dieser Expedition noch irgendeiner anderen ist es gelungen, Fawcett zu finden.

In den Dschungeln und Urwäldern, in die sich Fawcett begab, leben sehr viele wilde Indianerstämme, die in jedem Weißen einen Feind sehen. Es ist also vollkommen unmöglich, daß sich ein Weißer zehn Jahre lang unter ihnen aufhalten könnte. Was sollte er auch dort tun? Kein Weißer bleibt zehn Jahre in dieser ungesunden Hölle aus Sumpf, Urwald und Dschungeln, wenn es ihm möglich ist, in die zivilisierte Welt zurückzukehren. Und was sollten die Indianer mit ihm anfangen, falls die Theorie, daß er von einem wilden Stamm gefangen gehalten wird, zuträfe? In jenen Urwäldern gibt es Kopfgänger, die gleichzeitig Kannibalen sind. Diese Indianer denken gar nicht daran, einen Gefangenen zehn Jahre lang zu füttern. Wahrscheinlich haben sie ein viel größeres Interesse daran, ihn selbst als willkommene Abwechslung auf ihrer Speisekarte zu finden.

Ich bin der Meinung, daß Oberst Fawcett tot ist. Wie er gestorben ist, darüber kann man höchstens Vermutungen anstellen. Es gibt eine erkleckliche Anzahl von verschiedenen Todesmöglichkeiten in diesen Dschungeln, aus der man sich je nach Neigung eine aussuchen kann. Vielleicht ist er durch den vergifteten Pfeil eines Indianers gestorben, vielleicht durch den Biß einer Klapperschlange, vielleicht unter den Tatzen eines Pumas. Jedenfalls versichere ich, daß es keinen Weißen gibt, der zehn Jahre lang wilden Menschen, Tieren und Krankheiten in diesen Dschungeln trotzen kann, um nachher ein Buch über seine Erfahrungen zu schreiben.

Von Manaos lenkte ich meine Schritte wieder den Amazonas hinauf. Dabei kam ich durch Gegenden, vor denen man mich in Botanamo ausdrücklich gewarnt hatte. Denn sie waren bevölkert von einem Indianerstamm mit dem schönen Namen «Schweinegesichtindianer». Ich mußte leider später feststellen, daß der Name die Mitglieder dieses Stammes, soweit ihr charakteristisches Gesichtszüge in Frage kamen, durchaus treffend kennzeichnete. Mir war also nicht besonders wohl zumute, und ich beobachtete in diesen Tagen jede mögliche Vorsicht.

Mein Ziel war der Cuyunifluß, an dem ich Gold zu finden hoffte. Doch ich konnte nicht geradeswegs auf dieses Ziel loswandern, denn in dieser Gegend waren die Dschungeln teilweise derart undurchdringlich, daß ich

große Umwege machen mußte. Trotzdem war ich eigentlich der Meinung, daß ich immer die Richtung behielt. Bis ich eines Tages feststellte, daß ich mich vollständig verirrt hatte. Sechs schreckliche Tage lang wanderte ich nun durch die dichten, feuchten, von Tieren und Insekten jeder Art schwärmenden Urwälder, bis mir jeglicher Richtungssinn verlorenging. In diesen Tagen verbrauchte ich meine ganzen Vorräte an Lebensmitteln und Wasser. Auch meine Munition ging aus. Mit der letzten Patrone für meine Revolver gelang es mir, einen kleinen Affen zu erlegen, der mir, obwohl ich ihn roh verzehren mußte, ausgezeichnet schmeckte.

Am sechsten Tage war ich dem Wahnsinn nahe und so schwach, daß ich kaum mehr vorwärts kam. Als ich dann einen kleinen Bach erreichte und mein Blick ganz zufällig seinen hell schimmernden Wasserspiegel traf, erschien mir dieses Bild so überraschend und unglaublich, daß ich zuerst gar nicht wagte, mich ihm zu nähern. Ich fürchtete, er wäre nur ein Produkt meiner überhitzten Phantasie, eine Fata Morgana meines Durstes. Als ich aber dann an seinem Ufer stand, hätte ich vor lauter Glück weinen können. Das Wasser des Bachs war kalt und klar. Ich trank langsam, aber genügend. Dann ließ ich mich am Ufer nieder, um etwas auszuruhen.

Ungefähr eine Stunde lang verbrachte ich in unruhigem Schlaf. Dann, als ich wieder wach war, rang ich mich zu dem Entschluß durch, ein Bad zu nehmen, trotzdem ich mich vor den Anstrengungen fürchtete, die damit verbunden waren, mich auszuziehen. Die Wanderung durch die feuchten, sumpfigen Wälder hatten mich über alle Maßen schmutzig gemacht. Meine Kleider waren zerrissen, schweißdurchtränkt und steif vor Schlamm und Staub. Mein Körper bestand nur noch aus Beulen, eiternden Insektenstichen und Wunden. Nachdem ich mich ausgezogen hatte, wusch ich zuerst die Kleider und breitete sie auf dem Grase zum Trocknen aus. Dann nahm ich ein Bad. Jetzt fühlte ich mich viel zufriedener und wohler. Ein Gefühl der Behaglichkeit, wie ich es seit Tagen nicht mehr gekannt hatte, überkam mich. Nacht, wie ich war, setzte ich mich auf einen Felsen und beschäftigte mich damit, einen Plan für die nächste Zukunft zu machen.

Und dann sah ich die Indianer. Es waren ihrer vier. Junge Leute von einer Hautfarbe, die fast schwarz war. Sie standen halb von einem Baum verdeckt und spähten neugierig zu mir herüber.

Mit jener merkwürdigen unpersönlichen Logelösthheit, welche die ständige Begleiterscheinung jeder schrecklichen Ueberraschung ist, registrierte mein Gehirn die Einzelheiten ihres Aussehens, ehe mir zum Bewußtsein kam, was ihr Vorhandensein für mich bedeutete. Die Indianer

waren vollkommen nackt, mit Ausnahme eines Faserstreifens, den sie um die Hüften geschlungen hatten. Und obwohl sie keine Schnauze hatten, so waren ihre Gesichtszüge doch derart markant häßlich, daß keine überragende Intelligenz dazu gehörte, in ihnen Mitglieder jenes Stammes zu erkennen, den man Schweinegesichtindianer nannte. Die vier waren groß und muskulös. Sie hatten langes schwarzes Haar, und jeder trug eine Kette aus Tierzähnen um den Hals. Sie sahen nicht wie Menschen aus, sondern so, wie man sich Teufel vorstellt.

Ich schrak zusammen, als mir die Gefahr, in der ich mich befand, voll zum Bewußtsein kam. Diese Indianer sollten die gefährlichsten ganz Südamerikas sein. Was konnte ich nun tun? Ich war durch meine Schwäche wehrlos und besaß keine Waffe. Sollte ich den Versuch machen, zu fliehen? Ich war nackt, und die dornige Wirtnis des Unterholzes würde mir die Haut vom Leibe reißen. Die Indianer aber konnten mich so schnell einholen, daß mein Fortlaufen den Verlust der Freiheit oder des Lebens nur wenige Minuten hinausgezögert hätte. Mein Gehirn arbeitete fieberhaft und blitzschnell. Und so überlegte ich, daß es besser wäre, ruhig Blut zu bewahren und einfach in der Sonne liegenzubleiben. Mit einer Art hilfloser Logik dachte ich, daß meine verrückte Suche nach dem Gold doch erfolgreich bleiben würde, daß die letzten Tage entsetzlich waren und daß ich krank war und müde und hungrig. Der Tod konnte auch nicht viel schlimmer sein.

Diese pessimistische Philosophie ließ mich etwas ruhiger werden. Ich erhob mich und begann mich anzuziehen. Niemand störte mich, bis ich Socken und Schuhe angezogen hatte, also fertig war. Da hörte ich auf einmal ein weiches metallisches Klirren, und im gleichen Augenblick fühlte ich brennenden Schmerz, als ein Pfeil mein rechtes Bein durchbohrte. Ich sah ihn wie versteint an. Er war ungefähr einen Meter lang, aus dünnem Bambus gefertigt und besaß eine Spitze aus Feuerstein. Er ragte grotesk aus meiner Wade. Ich zog ihn heraus, es blieb ein Loch so groß wie ein Fünfmarkstück, aus dem das Blut spritzte.

Ich blickte zu den Indianern hinüber und schüttelte die Faust. Ihre unbeweglichen Gesichter drückten keinerlei Empfindung aus. Sie beobachteten mich, während ich zum Wasser humpelte, um die Wunde zu baden. Aber sie waren noch nicht fertig mit mir. Zwei weitere Pfeile flogen durch die Luft und durchbohrten die gleiche Wade. Ich zog sie heraus. Das Blut schoß wütend aus den drei großen Wunden.

Jetzt bekam ich furchtbare Angst, die mir die Selbstbeherrschung raubte. Ich wankte das Ufer hinauf und lief davon. Die Indianer verfolgten mich. Ich wußte

Nur wer Marina versucht, kann wissen wie gut sie schmeckt

ROT
20 STÜCK
80 rp.

BLAU
20 STÜCK
60 rp.

CIGARETTES MARINA EN TABAC D'ORIENT

Wer über Welt auf eine Sammlung hübscher Bilder legt, dem bieten wir schon Einserndung Achsen (topographische) aufgenommen auf Reisen in Griechenland u. Marokko. Diese hübschen Bilder gewahren einseitige Einblicke in Landschaften, Völkerleben u. Kunst dieser hochinteressanten Länder. Vereinigte Tabakfabriken A.-G. Solothurn.

AUS GARANTIERT 100% GUTEN ORIENT-TABAKEN

Sogar ein Sandwich so nebenbei verfärbt Ihre Zähne

Wählen Sie deshalb eine Zahnpasta, die Ihre Zähne gründlich reinigt: Colgate!

Vielleicht haben Sie schon bemerkt, daß Ihre Zähne, selbst nach dem Reinigen, matt und unschön aussehen. Das kommt daher: Alles, was Sie essen und trinken, hinterläßt 7 verschiedenartige Verfärbungen auf Ihren Zähnen, die ihre Schönheit und ihren Glanz beeinträchtigen, wenn sie nicht täglich entfernt werden. Gewöhnliche Zahnpasten besitzen nur eine reinigende Wirkung, die nur einen Teil der Verfärbungen entfernt. Die übrigen Verfärbungen benötigen eine zweite Wirkung, um sie los zu werden. Colgate hat BEIDE Wirkungen, die lösende und die polierende; sie beseitigt somit alle 7 Verfärbungen und erhält Ihre Zähne blendend weiß.

COLGATE-PALMOLIVE A.-G., Talstraße 15, Zürich

- DIE 7 URSACHEN DER ZAHNVERFÄRBUNGEN:**
- 1. Süße Speisen
 - 2. Eiweißspeisen
 - 3. Mehlspeisen
 - 4. Fette Speisen
 - 5. Mineralien
 - 6. Früchte
 - 7. Getränke und Tabak



Große Tube Mittlere Tube
Fr. 1.25 65 Rp.

In der Schweiz hergestellt

nicht, wohin ich mich wenden sollte, und der Schmerz in meinem blutenden Bein ließ mich stolpern. Nach einem Halt suchend, packte ich unbewußt den Griff des ungeladenen Revolvers, der aus der Ledertasche an meiner Hüfte herausragte. Wahrscheinlich glaubten die Indianer, daß ich mich jetzt zur Wehr setzen wollte. Bisher hatten sie mich, ohne sich anzustrengen, verfolgt. Sie hatten wohl die Absicht, ein wenig Katz' und Maus mit mir zu spielen. Doch jetzt verdoppelten sie plötzlich ihre Geschwindigkeit, holten mich beinahe sofort ein, und einer von ihnen warf mich mit einem Keulenschlag auf die rechte Schulter zu Boden.

Dieser neuen Verletzung wäre ich nahezu erlegen. Ich war nur noch bei halbem Bewußtsein, als sie mich nach einer Lichtung schleppten und mich dort liegen ließen.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, hörte ich viele Stimmen in einem Dialekt sprechen, der ein wenig an die universelle Indianersprache Quichuan erinnerte. Ich öffnete die Augen und stellte fest, daß ich in der Mitte eines Indianerdorfes lag, das aus einer Anzahl von Palmblättherütten bestand, wie ich sie in derart primitivem, verwahrlost-schmutzigem Zustande auch bei den unkultiviertesten Indianern noch niemals gesehen hatte. Vor der Tür jeder dieser Hütten hingen die blutigen Häute wilder Tiere zum Trocknen.

Die Dorfeinwohner, die meine Gefangennahme sehr aufzuregen schienen, umringten mich in dichten Scharen. Allerdings galt diese Aufregung wohl in noch größerem Maße meinem Rucksack, in dem sich Wäsche, Strümpfe, Rasterapparat, Kamm, Bürste und so weiter befanden. Diese Gegenstände aus zivilisierten Gegenden hatten die Habgier der jungen Indianerkrieger erregt, die sich nicht nur mit lauten Worten stritten, sondern anscheinend dabei waren, zu Tätllichkeiten überzugehen.

Wie ich bemerken konnte, waren die Frauen ebenso häßlich wie ihre männlichen Stammesgenossen. Als einziges Kleidungsstück trugen sie einen langen Faserrock von gelblicher Farbe. Außer der Halskette von Tierzähnen hatten sie keinen Schmuck. Ein Umstand, der mir auffiel, weil die Frauen beinahe aller Indianerstämme eine außerordentliche Vorliebe für Schmuck jeder Art haben, mit dem sie sich im allgemeinen den ganzen Körper behängen.

Plötzlich verstummte das ganze aufgeregte Stimmengewirr um mich. Ein alter Mann bahnte sich einen Weg durch die Gruppe der streitenden Krieger. Er war zahlos, von Narben bedeckt und von geradezu scheußlicher Häßlichkeit. Er schien aber so viel Macht über seine wilden Stammesgenossen zu haben, daß ich in ihm den Zauberer oder «Cacique» des Schweineschmuckstammes vermutete. Auf seinen gemurmerten Befehl hin über-

reichte man ihm, wenn auch nicht mit großer Begeisterung, den Rucksack. Er suchte sich in aller Ruhe zwei oder drei meiner Hemden aus und begann dann gleichmütig den Rest meines Eigentums unter seine Gefolgsleute zu verteilen.

Dann muß ich wohl gestöhnt haben, denn er blickte sich nach mir um. Nachdem er mich einige Minuten lang betrachtet hatte, erteilte er einen Befehl, worauf man mir einige große Blätter überreichte. Der alte Mann gab mir dann durch Zeichen zu verstehen, daß ich sie auf die Wunde legen sollte. Ich tat das, aber sofort fühlte ich einen derart heftigen Schmerz, daß ich beinahe aufgeschrien hätte. Noch viele Stunden lang litt ich mehr durch die Blätter als durch die Wunden selbst. Ihrem Aussehen nach waren es Blätter einer wilden Tabakpflanze.

Später brachte man mir etwas halb verbranntes Fleisch, doch zu dieser Zeit hatte sich mein Zustand bereits so weit verschlimmert, daß ich trotz meines nagenden Hungers kaum einen Bissen herunterwürgen konnte. Bald darauf verlor ich das Bewußtsein, oder aber der Schlaf bemächtigte sich meines von Schmerzen gefolterten Körpers.

Zwei Tage lang lag ich auf derselben Stelle inmitten des Dorfes, während heftige Anfälle von Fieber, das sich bis zum Delirium steigerte, mit Augenblicken ruhevoller Klarheit abwechselten. Man gab mir zu essen und zu trinken und behandelte mich auch sonst nicht schlecht, allerdings kümmerte man sich die meiste Zeit überhaupt nicht um mich. Die Neugierde, die meine Ankunft zuerst erregt hatte, war schon längst verfliegen, und der Zauberer war eigentlich die einzige Person, die noch irgendwelche Notiz von mir nahm.

Infolge meiner Schwäche und dem Zustand halber Bewußtlosigkeit, in den ich mich während des größten Teiles dieser beiden Tage befand, war es mir nicht möglich, mich um die sicherlich sehr interessanten Gebräuche und Sitten dieses Stammes zu kümmern. Aber vielleicht war es gerade dieser Zustand der Schwäche und Hilflosigkeit, der mir das Leben rettete. Denn wäre ich im vollen Besitz meiner Kräfte gewesen und hätte meine Nase in ihre Angelegenheiten gesteckt, wer weiß, ob die Indianer mich lebend aus dem Dorf gelassen hätten.

Am Abend des zweiten Tages, als das Fieber etwas heruntergegangen war, versuchte ich mit den Indianern, die mir das Essen brachten, zu sprechen. Ich benutzte Worte aus all den Indianersprachen, die ich kannte, aber ihre einzige Antwort bestand in einem verständnislosen Kopfschütteln.

Ich hatte den sehnhlichen Wunsch, das Dorf so schnell wie möglich zu verlassen. Ich war eigentlich viel zu

krank und schwach, um an eine beschwerliche Fußwanderung denken zu dürfen. Doch meine Abneigung gegen diese Umgebung und die Furcht vor den Wilden war so groß, daß ich bereit war, alle Entbehrungen eines Marsches im Urwald und Dschungel mit einem kranken Bein auf mich zu nehmen, falls ich dadurch meine Freiheit wiedererlangte. Um aber einen Weg zu finden, auf dem ich in zivilisierte Gegenden gelangen konnte, mußte ich Erkundigungen einziehen. Endlich kam ich auf den guten Gedanken, mich nach der Richtung des Cuyuniflusses zu erkundigen. Gelang es mir, den Fluß zu erreichen, so wußte ich, wo ich mich befand, und konnte mich aus der grünen Hölle herausfinden. Ich wiederholte nun fortwährend das Wort «Cuyuni», in der Hoffnung, daß einer der Indianer es verstehen würde.

Tatsächlich war mir das Glück hold. Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde lang den Namen des Flusses in allen Lautstärken gesprochen und gebrüllt hatte, sprang einer der Indianer, der mir bereits eine Weile lang neugierig zugehört hatte, plötzlich auf und verschwand. Nach einer Minute kehrte er mit Pfeil und Bogen bewaffnet wieder. Ich duckte mich, denn ich glaubte, er wollte auf mich schießen. In Wirklichkeit aber hatte er, wie ich gleich darauf erkannte, nur die Absicht, mir zu helfen. Er hob den langen Bogen an die Schulter und deutete an, er wolle einen Pfeil in nördlicher Richtung abschießen. Dann blickte er mich an, um festzustellen, ob ich ihn verstanden hatte. Ich nickte. Ich wußte, er wollte mir mitteilen, daß, wenn ich direkt nach Norden ging, geradeaus wie ein Pfeil fliegt, ich an den Cuyunifluß kommen würde.

Mühsam erhob ich mich und wankte durch das Dorf. Die Indianer sahen dieser meiner Flucht mit bewegungslosen Gesichtern zu. Keiner hob auch nur einen Finger, um mich aufzuhalten. Es war ihnen anscheinend vollständig gleichgültig, ob ich dableib oder fortging.

Da man mir alles weggenommen hatte, besaß ich nichts weiter als die Fetzen am Leibe und eine Machete (Buschmesser). Ich hatte weder Lebensmittel noch Wasser bei mir, und ich besaß weder Energie noch die Zuversicht, jemals wieder aus der Urwaldwildnis herauszukommen.

Aber ich war verzweifelt, und trotz der Schmerzen in meinem Bein und der großen Schwäche biß ich die Zähne zusammen und ging weiter. Ich wollte aus der Gegend dieses Dorfes fort. Dank der Belehrung des Indianers gelang es mir, in kaum mehr als einer Stunde den Cuyunifluß zu erreichen, den ich sechs schreckliche Tage lang vergeblich gesucht hatte.

Am Ufer des Flusses traf ich wieder Indianer, die aber einem friedfertigen Stamme angehörten und mich in ihrem Kanu bis El Dorado brachten. Dort fand ich end-

H. Gfeller



Sonne trinken

ohne Gefahr!

Jetzt bitte Vorsicht! Mit weißer Haut längere Zeit in der Hochsommer-Sonne liegen, verursacht unweigerlich schweren Sonnenbrand, Hautentzündung, Schlaflosigkeit und Nervosität. Das können Sie vermeiden, wenn Sie auf folgendes achten: 1. Vor jedem Sonnenbad **Pigmentan** gründlich einmassieren. 2. Nie länger als 10-15 Minuten ununterbrochen an der Sonne bleiben. 3. Häufig die Lage des Körpers wechseln. 4. Nach dem Sonnenbad nochmals **Pigmentan** einreiben. - **Pigmentan** bewirkt sehr rasch eine intensive Bräunung (Farbstoffbildung) der Haut; in kurzer Zeit werden Sie richtig bronzebraun und gegen Sonnenbrand geschützt sein. Verwenden Sie am Strand

Pigmentan

flüssig

W. H. LÜTHI & CO. A.-G., ZÜRICH

Djakeli



HABANA

CIGARES DE TABACS SUPÉRIEURS

MÉDAILLE D'OR BORDEAUX 1898

MÉDAILLE D'ARGENT GENEVE 1898

MARQUE DE FABRIQUE DEPOSEE

10 Stück Fr. 1.-

„Bäumli-Habana“

Eduard Schenberger & Co.

BEINWIL am SEE

lich einen Arzt, der sich um mein Bein bemühte. Es hatte sich entzündet, und ich litt schreckliche Schmerzen. Als sich diese nach einigen Wochen nicht verminderten, beschloß ich nach Callao zu fahren, wo es große Krankenhäuser und gute Aerzte geben sollte. Doch die besten Aerzte und die vorzüglichste Pflege konnten mein Bein nicht ganz heilen. Erst ein Klimawechsel — ich fuhr später auf einige Zeit nach Europa — hat das Bein von den letzten Folgen dieser Verletzungen endgültig geheilt.

Doch damals war ich noch voller Hoffnung, daß sich in einer großen Stadt Venezuelas oder Kolumbiens Aerzte finden würden, die mich von den Nachwehen dieses, wie es mir damals erschien, schrecklichen Abenteuers befreien würden. Aber hierin irrte ich mich ebenso wie in der Annahme, das Schicksal halte keine so gefährlichen Abenteuer mehr für mich bereit. Wenige Monate später belehrte es mich eines andern.

Nach vielen in venezuelanischen Krankenhäusern verbrachten Wochen fuhr ich nach Kolumbien. Hier traf ich

Sarver wieder, einen Amerikaner und alten Wanderkameraden, mit dem zusammen ich viele südamerikanische Länder durchstreift hatte. Er war ein fabelhafter Kerl. Schön, gut gewachsen, kräftiger als die meisten Männer und von einer Gutmütigkeit, die ihn und mich oft in die größte Verlegenheit brachte.

Auf der Suche nach Arbeit kamen wir nach Medellin. Dort fanden wir gleich Beschäftigung bei dem Bau eines Eisenbahntunnels. Man hatte eine amerikanische Gesellschaft mit der Bauausführung betraut, aber viele unserer Kollegen waren Deutsche, Mitglieder einer Zirkustruppe, welche gerade hier Schiffbruch erlitten hatte. Ich arbeitete zusammen mit einem Tischlermeister, der früher der Löwenbändiger des Zirkus gewesen war.

Einige Zeit lang ging alles gut. Sarver und ich waren zufrieden mit unserer Arbeit, wir verdienten gutes Geld, und das Leben war ganz nett, wenn auch nicht sehr abwechslungsreich. Aber da wir eigentlich die Absicht hatten, Südamerika gründlich kennenzulernen, erschien es

uns eines Tages, als hätten wir genug Zeit in Medellin und Umgebung zugebracht.

Sarver und ich gehören zu jener Kategorie von Menschen, die sich schnell und impulsiv entschließen. Wir ließen uns daher eines Tages den Lohn auszahlen, sagten Medellin Adieu und begaben uns auf die Wanderschaft. Es ist natürlich gut, wenn man entschlußkräftig ist, aber es ist nicht gut, wenn man jedem Impuls nachgibt, ohne sich die Folgen zu überlegen. Wir hatten Geld gespart, und es war durchaus logisch, daß wir, um Land und Leute kennenzulernen, weiterwanderten. Es war aber sehr impulsiv und unüberlegt, diese Wanderung noch am gleichen Abend anzutreten. Wir wollten vorerst nach der nächsten Stadt, Dorado, an jenem Tag aber war der letzte Zug nach dieser Stadt bereits abgefahren, und wir hätten gut die Nacht noch in Medellin verbringen können. Doch, wie gesagt, wir waren impulsiv. Wir beschlossen, zu Fuß nach Dorado zu wandern.

(Fortsetzung Seite 963)

Für die Gesundheit nur Qualitätsware
d. h.

Citrovin

für Ihre Salate, Citrovin enthält Saft und Säure frischer Zitronen und ist entgegen der Citrone haltbar und stets gebrauchsbereit.

MEHR ALS NUR PULT



Schreibtisch und Kassenschrank zusammen

Verlangen Sie Prospekt Nr. 260

UNION-KASSENFABRIK A.-G. / ZÜRICH / GESSNERALLEE 36

Erfinder



eine Büroklammer

und doch: sie brachte ihrem Erfinder ein Vermögen. Just solch einfache Ideen bringen Erfolge — vorausgesetzt, daß für wirklich gutes Patent gesorgt ist. 20 jährige Erfahrung bürgt. Bei Zustellung dieses Inserates senden wir Ihnen Erfinder-Leitbüchlein gratis.

Rebmann, Kupfer & Co. Patentanwälte, Zürich Paradeplatz, Tiefenhöfe 7

CORNASAN

vertreibt alle Hühneraugen!



Preis Fr. 1.80. Erhältlich durch die Apotheke A. Muech. Olfen

BEQUEME / SCHNELLRASIEREN

OHNE RASIERPENSEL
OHNE RASIERSEIFE
AUSSCHNEIDEN

Senden Sie mir gegen die Summe von 30 Rp., die ich in Briefmarken belege, Ihre Musterdose, ausreichend für 15maliges Rasieren.

Name
Adresse Z.J.

RAZVITE

F. UHLMANN-EBRAUD, GENÈVE A.-G.

Dem Bild-Inserat ist die nachhaltigste Wirkung zu eigen. Verlangen Sie Vorschläge • Zürcher Illustrierte

PATENTE

W. Moser, Patentanwalt, Bern Spitalgasse 30 - Telefon 20.750

Baden — eine Lust



aber nur mit „Ohyropax“-Badewolle. Sie verhindert das Eindringen von Wasser ins Ohr und gibt größere Sicherheit beim Schwimmen. Schachtel mit 6 Paar hygienisch präparierten Bäumchen nur Fr. 1.25. Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

BULLDOG-KLINGEN

schneiden spielend den stärksten Bart und sind sehr dauerhaft. Im Gebrauch die billigsten. Erhältlich in Fachgeschäften.

0,15 mm - dick / 0,10 mm - dünn gleicher Preis



5 KLINGEN 2.-

SANATORIUM KILCHBERG BEI ZÜRICH




Individuelle Behandlung aller Formen von Psychosen und Neurosen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphin, Kokain usw. Malaria-Behandlung bei Paralyse. Führung von psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser: geschlossene für Psychosen, offene für Erholungsbedürftige. Prachtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit. Physikalisches Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen. Licht- und Dampfbäder, Elektrotherapie, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) Behandlung organischer Nervenerkrankungen, Stoffwechselstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungs Zustände usw. Diät- und Entfettungskuren. Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. Offenes Schwimmbad.

Prospekte bei der Direktion zu verlangen. Telephon Zürich Nr. 914.171 und 914.172

ÄRZTLICHE LEITUNG: DR. H. HUBER, DR. J. FURRER. BESITZER: DR. E. HUBER-FREY

An diesem Spätnachmittag waren wir die typisch verdrückten Abenteurer, die ohne irgendwelche Ueberlegung drauflosmarschierten. Natürlich waren wir noch sehr weit von unserem Ziel entfernt, als die Dunkelheit uns überraschte. In Südamerika ist die Dunkelheit wirklich dunkel, und wir befanden uns in einer einsamen Gegend, in der es kilometerweit keine menschliche Behausung gab. Wir liefen, um nicht fehlzugehen, an der Eisenbahnlinie entlang, und als wir nichts mehr sehen konnten, tasteten wir uns zwischen den Schienen von Schwelle zu Schwelle. Natürlich kamen wir nur sehr langsam vorwärts, und sehr bald bereuten wir unsere Dummheit. Da es aber ebenso schwer gewesen wäre, den Weg nach Medellín zurückzufinden, bissen wir die Zähne zusammen und gingen weiter.

Ich hatte einen Stock und tastete mit diesem von Zeit zu Zeit die Umgebung ab. Und dann, als ich den Stock wieder einmal neben die Schienen stieß, gelang es mir nur mit Mühe, mein Gleichgewicht zu bewahren. Denn dort, wo ich den Stock aufsetzen wollte, war nichts!

Ich schrie Sarver an, und wir blieben beide stehen, während er ein Streichholz anzündete. Bei dessen flackerndem Licht erkannten wir, daß die Eisenbahnlinie hier einen tiefen Abgrund kreuzte, und zwar auf einer schmalen Bockbrücke. Die Brücke war nur zu dem Zweck gebaut worden, um ein Eisenbahngleis aufzunehmen und nichts anderes. Sie bestand aus Schwellen und dem Unterbau, in den die Schienen eingebettet waren. Aber es gab weder einen Gehsteig auf der Seite der Schienen noch irgendwelche Geländer oder Stützen, wie das der Fall ist, wenn die Brücke auch von Fußgängern benutzt wird. Wenn also ein Zug die Brücke passierte, so war auf ihr nicht einmal mehr genug Raum vorhanden, damit ein Hund ihm ausweichen konnte.

Hätten wir gesehen, wohin die Schienen führten, so würden wir die Brücke wohl erst am Morgen bei Tageslicht überquert haben. Aber die Gefahr, in der wir uns befanden, war uns durch Zufall erst dann offenbart worden, als wir die Hälfte der Brücke bereits passiert hatten. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als so schnell wie

möglich die zweite Hälfte zu überqueren. Aber jetzt, da wir wußten, wo wir uns befanden, bewegten wir uns noch weit langsamer und vorsichtiger als vorher, und die Haare standen uns zu Berge, da wir uns immer wieder vergegenwärtigten, daß ein einziger falscher Tritt uns Hunderte von Meter in den Abgrund schleudern würde. Als wir immer noch ein gutes Stück von dem anderen Ende der Brücke und somit von der Sicherheit entfernt waren, hörte ich auf einmal ein Geräusch, das mich starr vor Schrecken stehenbleiben ließ — das durchdringende Pfeifen einer Lokomotive! Vor mir in der Dunkelheit sah ich zwei Lichter, die verschwanden und wieder auftauchten, wie der Zug seinen gewundenen Weg um die Bergvorsprünge auf der anderen Seite des Abgrundes fuhr. Und diese Lichter kamen auf uns zu!

Ich packte Sarver am Arm, und wenige Sekunden lang lähmte uns der Schreck derart, daß wir uns nicht bewegen konnten. Der Zug mußte die Brücke, auf der wir standen, passieren, und es gab auf ihr keinen Raum für uns, um ihm auszuweichen.

Er kam näher. Ich hörte das rhythmische Stampfen seiner Räder, aber ich konnte mich nicht bewegen. Ich stand wie angewurzelt. Glücklicherweise war Sarver nicht ganz so betäubt wie ich. Seine eisernen Hände packten mich an den Schultern, und er schüttelte mich, bis mir die Zähne klapperten.

«Wir müssen uns anhängen», schrie er. «Laß dich an den Schwellen herab und um Gottes willen halte dich fest.»

Seine rauhe Behandlung brachte mich zur Besinnung. Ich kniete nieder, tastete mit den Händen in der Dunkelheit an den Schienen entlang, bis ich das Ende von zwei Schwellen fühlte. Die Brücke vibrierte und begann zu schaukeln, als der Zug näherkam. Ich zwängte mich über die Schienen, packte, so fest ich konnte, das vorstehende Ende der beiden Schwellen und ließ meinen Körper mit einem Gefühl der Uebelkeit in der Magengrube in das Nichts hinab.

Die nächsten Sekunden waren ein höllischer Albtraum. Als der Zug Donnernd über die Brücke raste, fiel heiße Asche auf meine Hände und erhöhte noch den Schmerz,

der von den Handgelenken ausstrahlte und durch die fürchtbare Beanspruchung schon beinahe unerträglich geworden war. Die leichte Brücke schwankte so stark, daß ich hilflos hin und her schaukelte, während der Schweiß mir in Strömen über das Gesicht lief, und ich mich mit der letzten Verzweiflung festhielt. Diese Sekunden waren länger als Stunden. Ich hatte das Gefühl, als würde das donnernde Ungeheuer niemals mehr die Brücke verlassen. Die Arme und der Körper wurden durch die entsetzlichen Schmerzen gefoltert, während die Angstqualen, die mir meine Gedanken verursachten, noch schrecklicher waren.

Selbst als der Zug die Brücke verlassen hatte, war die Gefahr für mich noch nicht vorüber. Denn ich war gerade dabei, die Besinnung zu verlieren, und wäre Sarver nicht ein Mensch mit einer eisernen Konstitution, so hätte ich unzweifelhaft den Griff gelockert und wäre zu Tode gestürzt. Meine Hände waren so gelähmt, daß ich nichts tun konnte, um den Körper auf die Brücke zurückzuziehen. Das Gehirn war leer und nicht mehr in der Lage, den Körper zu regieren. Es gelang Sarver aber, sich auf die Brücke hinaufzuziehen und mich fest unter den Schultern zu packen. Und nicht eine Sekunde zu früh. Denn gerade, als er mich griff, lockerten meine Finger ihren Halt und begannen über die Schwellenränder zu gleiten. Eine halbe Sekunde später wäre ich nicht mehr gewesen.

Noch eine Stunde später waren meine Hände so gefühllos, daß ich nicht einmal eine Zigarette anzünden konnte. Und als es mir gelungen war, über das letzte Ende der Brücke zu stolpern, warf ich mich auf die Erde, wo ich erschöpft bis zum Morgengrauen liegenblieb.

Mein Leben hat aus einer Kette von Abenteuern bestanden, aber dieses auf der Brücke war das schrecklichste, das ich jemals erlebt habe. Es dauerte nur wenige Sekunden, aber seine Nachwirkungen spürte ich Jahre lang. Selbst jetzt träume ich noch manchmal von jenem Zug, der wenige Zoll von meinem Kopf entfernt vorbeidonnerte, und dann erwache ich bebend in kalten Schweiß gebadet.

ENDE

Störenfriede auf der Sommerwiese

VON DR. W. SCHWEISHEIMER

Versuchen Sie doch einmal, was der Dichter so poetisch schildert: Legen Sie sich an einem schönen Mittag in erhabener Feldeinsamkeit still ins hohe grüne Gras und senden Sie lange Ihren Blick nach oben! Sie werden nicht lange Ruhe haben. Die Wiese lebt, — und ihr Leben stört die ersehnte Beschaulichkeit. Verschiedene Bösewichter — sie sind nicht böse an sich, nur böse im Hinblick auf den Störungserfolg — hindern die erstrebte Ruhe.

Da sind zunächst die

Ameisen.

Die Schmerzempfindung bei ihrem Biß und ebenso beim Stich der Bienen und Mücken, bei der Berührung mit Brennesselblättern und Raupen beruht auf einem bestimmten Stoff: der Ameisensäure. Begleitende Stoffe verstärken noch die Giftwirkung. Die Ameisen benutzen das Gift zum Angriff und zur Verteidigung. Eine Drüse erzeugt das Gift, es sammelt sich in einer Blase und von dort gelangt es durch einen Ausführungsgang nach außen. Die Ameisen verletzen mit ihren Beißwerkzeugen die menschliche Haut, krümmen dann ihren Hinterleib mit dem Giftapparat nach vorn und spritzen das Gift in die Wunde.

Auch bei

Bienen

und Wespen wird das Gift in einer Drüse erzeugt, in einer Blase gesammelt und beim Stich in die Wunde gebracht, die durch den Stachel hervorgerufen ist. Neben Ameisensäure ist ein saponin- oder kantharidinähnlicher Stoff wirksam. Bienengift würde sich ebenso gut als Pfeilgift eignen wie das Gift der roten Ameise, es ist unverdünnt stark wirksam.

Bei den

Raupen

wird das Gift durch besondere, starre Borstenhaare übertragen, sie stehen mit Drüsen in Zusammenhang. Namentlich an den Schleimhäuten und feuchten Hautstellen des menschlichen Körpers ruft ihre Berührung Entzündungserscheinungen hervor. In manchen Jahren wird die kleine Raupe, die in prozessionsartigem Zug über die Wege zieht, zur Ursache heftiger, erschreckender Ausschläge. Man hat sie mit den Händen berührt, hat dann mit den Händen ins Gesicht gelangt und alsbald entsteht

dort ein Ausschlag wie bei starker Nesselsucht, Rötungen und kleine Blasen. Sie gehen zwar rasch zurück, aber noch nach Tagen können die Reste der Entzündung sichtbar sein. Auch das Raupengift ist offenbar mit dem Insektengift Kantharidin nahe verwandt; daneben findet sich gleichfalls Ameisensäure.

Stechmücken

können zu einer großen Plage werden und den guten Ruf eines Kurortes schädigen. In Höhen über 1000 Meter werden sie im allgemeinen seltener angetroffen. Aber selbst Alpenwiesen sind nicht sicher, wenn etwa eine Sumpfgegend in der Nähe ist. Es stechen nur die Weibchen; sie wollen das menschliche Blut als Nahrung erhalten, die Männchen leben von pflanzlicher Nahrung. Ihre Bekämpfung kann in großem Maßstab erfolgen: durch Trockenlegen von Sümpfen und Tümpeln, wohin sie ihre Eier ablegen, Ausräuchern der Räume, in denen sie sich zur Winterruhe aufhalten, Verspritzen mücken-tötender Flüssigkeiten, auch Absaugen der Schlupfwinkel mit Staubsaugern.

Die Brennhaare der

Brennessel

enthalten sehr geringe Mengen von Ameisensäure. Bringt man ein wenig verdünnte Ameisensäure auf die Haut, so entsteht ein ähnliches Brenngefühl und ähnliche Quaddelbildung wie bei Berührung eines Brennesselblattes. Anscheinend sind auch im Brennesselsaft unbekannte Stoffe mit Giftwirkung enthalten: das geht aus den starken Schädigungen bei der Berührung tropischer Brennesselarten hervor. In Südamerika und anderwärts verursacht die Juckbohne ähnliche Erscheinungen. Die Hülsen dieser Pflanze schwimmen auf der Oberfläche des Wassers. Die Haut, die mit den Bohnen beim Baden in einem solchen See in Berührung kommt, entzündet sich stark.

Die Volksmedizin betrachtet die Brennessel nicht nur als Feind, sondern macht sich ihre Kräfte nutzbar. Jahrhundertlang hat man mit frischen Brennesseln erkrankte Körperstellen kräftig gepeitscht, namentlich bei Gicht und Rheumatismus. Wie bei einem Zuggpflaster entstand eine Rötung, Blasen schossen auf und so war die «Ableitung zur Haut» erreicht, auf die man damals Wert legte. Brennessel-Haarwasser, — ein alkoholischer Auszug der

Pflanze unter Zugabe duftender Stoffe — dient zur Anregung des Haarwuchses.

Alle diese lästigen Sommerverletzungen werden auf gleiche Art

behandelt.

Das Betupfen mit Salmiakgeist, also einer Lauge, lindert die juckenden und beißenden Beschwerden. Solche Laugen werden auch in Form von Stiften oder Salben vertrieben. Drücken oder Kratzen an der Verletzungsstelle bewirkt neuen Juckreiz und verlangsamt die Heilung. Bei größeren Anschwellungen tun Umschläge mit essigsaurer Tonerde oder Bleiwasser gute Dienste. Wenn ein Stachel in der Wunde geblieben ist, entfernt man ihn vorsichtig, um ihn nicht abzubrechen. Dann wird mit Salmiakgeist betupft, feuchte Umschläge schließen sich an. Bei Stichen in den Mund gurgelt man mit 2%iger Salmiaklösung. Aerztliche Hilfe kann hier rasch nötig werden. Mücken und Ameisen sind wählerisch in Auswahl ihrer Blutlieferanten; manche Menschen werden selten gestochen, andere häufig. Vermutlich hängt das mit Eigenheiten der Hautausdünstung zusammen, die wir nicht wahrnehmen.

Einige junge Leute hatten sich nach einem Schwimmbad auf einer Wiese gelagert. Es schien ihnen herrlich, in dem schönen Gras mit den bunten Blumen sich trocken und sonnen zu lassen.

Aber am nächsten Tag zeigte ihre

Haut rote Flecken,

sie juckte und brannte, es entstanden Blasen. Mehrere Tage hatten sie darunter zu leiden. Was war die Ursache? Man hat verschiedene Pflanzen für Entstehung dieser «Wiesen-Hautentzündung» verantwortlich gemacht, vor allem die Schafgarbe oder Gräser mit viel Kieselsäure. Die Entzündung scheint zu entstehen, wenn der Körper aus irgend einem Grund besonders empfindlich, disponiert für eine Reizung ist. Ungewohnt starke Besonnung, eine vom Bad oder Schweiß durchfeuchtete Haut mögen die Empfänglichkeit geschaffen haben.

Man sieht: die Rückkehr zur Natur ist nicht immer ein reines Vergnügen. Das bewegte Leben der Sommerwiese mit Pflanze und Tier rollt sich ab, ob sich ein Mensch dahin verirrt oder nicht. Der Mensch wirkt als Störenfried. Aber er ist der Mittelpunkt seiner Welt, — und wenn er Ruhe in der sommerlichen Wiese sucht, so erscheint ihm umgekehrt alles als Störung, was an fremden Lebensäußerungen unwillkommen auf ihn eindringt.